

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 6 (1924)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz; Jährlich Fr. 8.50, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellbar. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnummer kostet 20 Cts.

Er erscheint jeden Sonntag.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telephone No. 61. / Postfachkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz; Die einseitige Nonpareilzeile 30 Cts., Ausland 40 Cts. Restlagen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schriftgehebe 50 Cts. Keine Verantwortlichkeit für Platzierungsverweigerungen der Inserate. / Inserationsfrist: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Anstalt: Drell Füllig-Annoncen Zürich, "Bürcherhof", Sonnenquai 10 (beim Bellevueplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 31

Aarau, 2. August 1924

VI. Jahrgang

Zur Erinnerung!

1914—1924.

Zum zehnten Male jährte sich in diesen Tagen der Kriegsausbruch. Es ziemt sich wohl ein Augenblick des Besinnens. Was hat uns der schreckliche Krieg, das "Schlachtfeld" der Völker gebracht? Glück und Kraft? Vor allem 4 Jahre des Menschenmassenmordes! Es wurde ausgerichtet, daß die nebeneinandergestellten Särge der Getöteten von Paris bis Madonawort, also bis an die Küste des Großen Ozeans, reichen würden, wahrlich, eine schreckliche Siegesparade des Todes! Wieviel Herzensnot der Hinterbliebenen steht dahinter!

Sodann brachte er vier Jahre der Zerstörung von Haus und Hof, von Wald und Feld, von Fabriken und Kanälen, von Städten und Dörfern, von Grund und Boden sogar, — es sollte ja in Nordfrankreich für 100 Jahre kein Salz mehr wachsen können!

Ferner bedeutete er vier Jahre des Hasses, der Rüge, der Verleumdung und ungezügelter Grausamkeiten, Gemeinheiten und Brutalitäten, vier Jahre der Angst und der Not und verminderter Erziehung, ein ganzes Meer von fetterischer Verleumdung.

Und was ward mit all dem erreicht? Die Karte von Europa erhielt ein etwas verändertes Gesicht, Kronen rollten und Republiken entstanden. Langsam erholten sich nun die Völker von Not und Einschränkung; langsam blüht die Arbeit wieder auf ... aber was hat die Menschheit von der furchtbaren Katastrophe gelernt? Wo: sie den Krieg als Quelle von Not und Tod, als Großschicksal aller verheerenden Mächte erkannt? Ist die Zeit angebrochen, von der die edle Nation voraussetzt, daß Nationalstolz ebenso angehen wird wie Eigenliebe und Eitelkeit, und Krieg wie Schlägerei? Verabschieden die Menschen den Haß und die Verleumdung als jenseitensordnende Seuche? Jubeln die Volksmassen erst den Friedensfreunden zu? Haben die Friedenspartei die Mehrheiten hinter sich?

So viele Fragen, so viele Mein. Wie wenig haben die Menschen, haben vor allem die Regierungen gelernt! Etwas werden neue Kriegsmittel geprüft; Gekochte und brennende, die intensivsten Gifte und Explosionsstoffe heraufbeschworen, um die Zerstörung noch nachdrücklicher, noch wider gestanden zu lassen; ihre Aufgabe heißt nur noch: wie wird der Widerstand besiegt? Im möglichen Gegner wird nicht mehr das Menschsein gesehen; er verschwindet als bloßes Abstraktum hinter dem einen jagenden Wort "Widerstand", und diesen zu brechen, ist jedes Mittel willkommen.

In der Politik haben die dummwilligsten Parteien erfindend viel Anhang. In den Volkswaffen herrscht Mißtrauen und Vereinglung. Viele Menschen sind mut- und hoffnungslos und fügen sich matt den Züchten: Noch wirkt der Krieg in den Weibern nach; noch herrschen die Mächte der Gewalt. Wie lange noch? Wo sind die Kräfte des Friedens, kläuternden Menschen- und Völkerverbindung? Wo sind die Kräfte der gemeinsamen Arbeit, die Kräfte des Aufbaues?

In das dunkle Bild leuchtet ein Stern der Zuversicht. Ein Gutes wenigstens ist im Gefolge des Krieges entstanden: es ist der Völkerverbund. Seit Jahrhunderten von Menschenfeinden erregt, steht er endlich da, nicht als Wunsch, nicht als Phantasiegebilde, sondern als Realität. Er ist, er existiert; zwar noch mit Mängeln und Unvollkommenheiten aller Art behaftet. Wie könnte es auch anders sein, da er doch mitten im Chaos des Kriegesendes, bedroht von triumphiierenden Gewaltgebern, sein Leben mühsam erringen mußte! Aber der Anfang ist gemacht, das Werk steht und ist entwicklungsfähig. Was die größten Meister aller Kulturvölker seit Jahrtausenden ersehnten, und als Ziel der menschlichen Gesellschaft bezeichneten, das soll jetzt allmählich Wirklichkeit werden, ganz allmählich, wie alles hierinnen, wo der größte, reinste Bedanke von schwachen Menschen nur halb ausgeführt wird; es wird etwas Neues geboren, unter Mitwirkung von Zufälligkeiten und tiefen, verborgenen Ursachen; ein Wunder und ein Baanis zugleich, wie die Knospe, die im Schneehaube auf dem Frühling wartet und erst viel später, nach tagelangen, unmerklichen Verwandlungen, als fertige Frucht vom Ast sich löst. (Prof. Vogel in Nr. 10 der Mitteilungen der Schweiz. Vereinigung für den Völkerverbund, 15. Oktober 1923.)

An den Völkerverbund denken, heißt Wilson danken, der diesen Fort werdenden Friedensführung durch Völkerverbund Solidarität auf rechtlicher Grundlage zustande brachte. Er wurde im Ringen um sein höchstes Ziel und im gefährlichen Kampfe mit der gemäßigten Mächten ein gebrochener Mann; aber sein Werk steht und wird wachsen und sich vollenden. Denn immer noch regte letzten Endes doch über alle teuffischen Mächte die lebendige Kraft der Güte und des aufbauenden Menschheitswissens! Frauen! Es gilt: Nie wieder Krieg! Euer die Arbeit für den Völkerverbund!

Zum 1. August.

Wieder werden zur Erinnerung an die Gründung der Eidgenossenschaft im August 1291 die Höhenfeuer flammen und die Gloden klingen im ganzen Schweizerland. Es ist ein Fest der Erinnerung und zugleich der Mahnung; der Erinnerung an die opferbereiten Mägen unserer Vorfahren, ihre Volksgemeinschaft und später ihrer Staat zu festigen, zu schärfen und selbständig zu machen; und ein Fest der Mahnung, wie weit wir in unsern Verhältnissen und in unserer Zeit diese Aufgabe erfüllen. Wo ist die Opferbereitschaft jenes Ganzen? Wo ist die Hilfe für gefährdete Volksgenossen? Ist der Wille zum Frieden, innerlich der Gemeinschaft noch lebendig? Es mag hier am Platz sein, auch des ersten Bundesbundes zu gedenken, der die rechtliche Grundlage der späteren Entwicklung darbot. Und zwar sind es vor allem zwei Stellen, die heute besonders bedeutsam sind, weil sie zwei Prinzipien zum Ausdruck bringen, die für die Gestaltung des Völkerverbundes, dem wir nun seit 4 Jahrhunderten...

ren angehören, enorm wichtig sind, es sind die Prinzipien der Solidarität und der rechtlichen Schlichtung von Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht. Beides sind Prinzipien, die der denkende Frau ganz besonders wert und vertraut sein sollten, ist ihr doch ganz besonders der Sinn für Fürsorge, dieser Kern der Solidarität, gegeben, ist die Lösung von Streitigkeiten durch Gewalt doch immer ihr größter Feind.

Die beiden Stellen lauten in deutscher Uebersetzung in Deutsches Duellentbuch folgendermaßen:

... Jedermann möge daher wissen, daß die Leute des Tales Uri, und die Landgemeinde des Tales von Schwyz und die Gemeinde der Leute von Unterwalden, untern Tales, in Anbetracht der Armut der Zeit, damit sie sich und das Ihrige zu schützen und besser in geziemendem Stande zu wahren vermögen, in guten Treuen versprochen haben, einander gegenseitig beizustehen, mit Hilfe, mit jeglichem Mal und jeglicher Gunst, mit Leib und Gut, innerhalb der Täler und außerhalb, mit aller Macht und Anstrengung, wider alle und jede, die ihnen oder einem von ihnen irgend welche Gewalttat, Beschwerde oder Verleumdung zufügen und gegen ihren Leib und ihr Gut irgend etwas Böses im Schilde führen würden. Und an jeglichem Fall hat jede Gemeinde der andern geholfen, ihr beizupringen, wann es nötig sein wird. ...

... Wenn aber zwischen irgendwelchen Eidgenossen Streit entstände, sollen die Verfassungen von den Eidgenossen herabtreten, um die Unbilligkeit zwischen den Parteien zu stillen, wie es ihnen zu frommen scheint, und dem Teil, der jenen Entschied verurteilt würde, sollen alsdann die andern Eidgenossen Gegner sein. ...

... Wenn sich aber Krieg oder Zwietracht zwischen irgend welchen Eidgenossen erhoben hätte, und ein Teil der Streitenden sich weigert, Recht oder Gemüthigung anzunehmen, so sind die Verurteilten verpflichtet, den andern zu unterstützen. ...

Diese obengeschriebenen zu gemeinamem Profit und Heile vorerwähnten Satzungen sollen, so Gott will, auf ewig dauern."

Sie werden noch lange ihre lebendige Kraft erweisen, wenn Einzelne und Völker sie als noch zu lösende Aufgaben erkennen lernen.

Schweiz.

Der 1. August.

Ich bin in stiller Sommernacht Den See entlang am Gange. Wo mondlichtschimmernd anesacht Die Wasser leis erklangen. Und auf der feinstbedeckten Bahnt Mit leisem Schritt ein Kahn hinan. Aus dem ein milder Mädchenflaute Bald fern, bald trauerlos erklang: "Nun ist du, mein Vaterland."

Mehr und mehr bricht sich im Schweizerlande das Wehnen Bahn, den ersten August, unfern vaterländischen Gedanktag, würdig zu begehen, ihn loszuführen von lauten oberflächlichen Selbsteigen und ihn zu einem Tag der Ehr-

lehr, der Selbstbegegnung und der Dankbarkeit zu machen. Noch ist dies Ideal nicht erreicht und wird, wie es im Wesen eines Ideals liegt, wohl auch nie ganz erreicht werden, allein freudig begrüßen wir doch alle Anstrengungen, unsere Bundesfeier zu vertiefen und zu veredeln. Ist es nicht schön, wenn sich in den Abendstunden des ersten August eine ganze Volksgemeinde — Männer, Frauen, die zerrtete Jugend — mitten in der Großstadt auf dem stillen Platz vor dem Münster vereint, vaterländischer Ansprache lauscht und mit Anbrunst einstimmt in vaterländische Weisen! Ist es nicht schön, wenn sich droben im Bergtal Zug und Alt beim Klang der Gloden auf dem Dorfplatz zusammenfindet, um die igitliche Gedendrede des Gemeindevorsetzers oder des Pfarrers anzuhören und sich dem Gefühl des Bundesdenkens in der Liebe zur Heimat hinzugeben, wie es solche Feiern auslösen! Schön ist es auch am ersten Augustabend auf dem See hinzugehen, wenn von den umliegenden Höhen die Feuer grüßen oder vom Bergesgang auf die Wiederung zu blicken, wo ein Vätermeer ergrünt und aus der die Glodenklänge heranklingen. Nicht tritt uns da die unvergängliche Naturpracht unserer Vaterlandes, und immer empfinden wir das Glück, in seinem starken Zuge leben und wirken zu dürfen.

Es ist unser "erster August" kein allgenauer Feiertag; zum ersten Mal wurde er gefeiert, als man in der Bundesstadt Bern im Jahre 1891 den 600-jährigen Bestand der schweizerischen Eidgenossenschaft feilich beging. Einer Anregung der Berner Regierung folgend, verfügte der Bundesrat im Jahre 1899, im Einvernehmen mit den meisten Kantonsregierungen, es sei fortan am 1. August abends von 8½ bis 9½ Uhr stets und überall im Lande herum ein Festgelaute zu veranstalten als Erinnerung an den 1. August 1291. Damit war die Grundlage für unsere Nationalfeier geschaffen; verhältnismäßig rasch hat er sich eingebürgert. Dem lebenden jungen Geschlecht fällt die Aufgabe an, ihn weiter auszugestalten, ihn neben der würdigen Form auch den edeln Inhalt zu geben. Dank schulden wir dem "Nationalkomitee für die Feier des 1. August", daß unser Volk seit Jahren am vaterländischen Gedanktag Gelegenheit erhielt, ein gemeinames Opfer für Zwecke der Volkswohlfahrt zu bringen, einmal für die Blinden, die Schwachfüßigen, die Krüppelhaften, ein andermal für die Tuberkulösen oder für die verarmten Jugend, für das rote Kreuz, für Förderung der häuslichen Krankenpflege, für die Volkshilfsbibliothek. — Am 1. August 1924 gilt die Sammlung den noch lebenden Schweizern im Auslande. Schicksalige Wände röhren viele von ihnen in diesen Tagen nach der Heimat. Tausende sind draußen in der Fremde, denen in schwerster Lebenslage die Hoffnung auf heimliche Hilfe als einziger Trost geblieben ist. Sie sollen nicht enttäuscht sein. Das Mitgefühl, das der erste August lebhaft geweckt hat, wird sicherlich über den einen Tag hinaus andauern und sich so lange es nötig ist, tatkräftig erweisen.

Wünsche der Schweizer in der Fremde. In einer Zufahrt an das "Berner Tagblatt" spricht sich ein Schweizer in Graz (Steier-

Fenilleton.

Charlotte Schaffner.

Von F. Schmid-Warlt.

Charlotte wartete auf das Leben mit glücklicher Seele. Ihr harkes Antlitz leuchtete in der ein der brennender Fragen, wimmelnder Wünsche. — Wann kam das Wunder der Liebe in allender Weltigkeit zu ihr? — Sie war erfüllt von hitzigen drängender Sehnsüchte, durch die Luft von süßen Ahnungen, daß die kommende Zeit schon sein könnte, im Wandern zu weilen. — Würde sie den Menschen finden, der ihr Empfinden teilte, für Wachen erliebe, — ihr liebes Leben mit jenem Verleihen amüßig? In Charlottens Jugendtagen hatten viele Blumen geblüht. Hatte viel Sonne geleuchtet. Ihr Kinderland war ein Paradies gewesen, ein lüchtes, seliges Nischen in Raum und Zeit. Ein nie endendes Hoffen — auf immer neue Wunder. — In der Halle der Kindheit stand erkrankte dieser Glaube an das Glück und süßes harte Wurzel. Tief in der Brust ruht dieses Hoffen gleich einem verlassenen Seele, daran läßt, wunderhafte Blumen sprossen. — Charlotte kannte das Leben nicht. — Da kam der Besoff. Da haben die Eltern, die ihre Jugend bestritten hatten, kurz nach einander der In ihre stille Traummwelt ließ die innere Wirklichkeit. Das Licht machte sie anfangs flüchtig und starr. Sie war wie aus allen Sinnen gestürzt. — Aber im Nüchternwerden in das tonische Rand der Erinnerung gewann sie Kraft für die Gegenwart. — Charlotte wartete und sah

die Zeit sich wandeln ... Verlassenheit und glückliche Sehnsüchte ranzen in ihr beständig um die Herzhalt. Das hohe Lied der Liebe, das in seliger Stille die andere Schweizersee so vielen erklang, — ihr lauschendes Ohr vernahm es nicht. — Und so geschah es, daß sie still und ein wenig enttäuscht und vereintlich das Leben für die nächsten Tage ausredete. — Da ward einer um Charlotte sein. Fritz Schaffner, der Förster, war schon in den vierziger Jahren. Hochgewachsen, schön, stark und stattlich, sein ganzes Wesen atmete eine Ruhe und das tiefe Freundlichkeit, der man es anmerkte, daß seine von seiner festlichen Bewaldung, oder grünen Spitzblühigkeit verknüpfte war. Die klare, hohe Stirn verriet sofort sein Wissen. Um den weißen Mund strahlte sich zwei der Frohmüt und gelegentlich der Spott. Seine Augen lagen klar und unaerührt im Leben. Aber sie hatten einen guten Blick und wen sie trafen, den überströmte leicht das Gefühl einer warmen, tiefen Begegnung. — Fritz Schaffner tat seine Werbung möglichst leise. — In lüderer Zuerkunft. In möglichen Worten. Eine einer, dem die Erfüllung seiner Wünsche gewis ist. — Fräulein sein, Sie tun mir leid in Ihrer Einseitigkeit ... Ich glaube, ich kann Sie wohl glücklich machen. — Mein Beruf erlaubt mir ein geordnetes Leben. — Und mein Haus ist weit und — wartet. — Fritz ladete Fritz im Verweilwerden des Guten, daß er der Einamen hießen sollte. — Charlotte stand am Fenster, hoch und schlant in dunklem Gewand, und sah den blauen See, der kaum mehr, denn ein leiches Licht identete. Schaffri hob sich ihr festes

Profil vom dunklen Rahmen des Fensters ab. Ihr Gesicht, mit dem seltsam wechsellenden Ausdruck, verriet einem der Beherrschung, in welche die völlig unerwartete Werbung sie verlebte. — Aber das nachzudenken, hätte es eines fähigeren Beobachters gebraucht, als Fritz Schaffner einer war. — Charlottens Hände schienen blaß und schmal in ihrem Schen der Sonne, der sie einen Augenblick traf. Die veronnenen Augen saßen in die Weite. — Noch redete der Schaffner um den Verlust ihrer Eltern schwer aus ihrem Wesen. — Kein Wortlein, kein Hauch, kein Nicken verriet ihre Gedanken. — Sie sann — und blickte in sich hinein, und — fand ihres Herzens ruhigen Schlag wie immer, — und nicht schwellte. — Und weil es dort so stille blieb. — erwog Charlotte die äußeren Vorteile von Schaffners Werbung. — Mit einem Mal ergriff Fritz die sönale Mädchenhand ganz bestimmt, und unendlich sie mit seinen warmen, kräftigen Händen. "Voll", flüscherte er glücklich und weich, voll bittender Innigkeit. Nur das eine Wort, Mit seinen flüchenden Augen sprach er die ihren an ihm her. — Da ließ ihn Charlotte sein an, mit dem seltsamen Nüchternheit. — Range. — Und plötzlich sagte sie "ja". — — — und meinte im Herzen doch "nein". — — — Aber in ihrer Hilfslosigkeit drängte es sie in den Gedanken, den Schaffners geistliche Persönlichkeit war, und weil das Leben sie so raitlos und untreu traf, trug sie das Schicksal davon, wie zerrtende Wogen ein schwankendes Schifflein ergriffen von den rauhen Seeräumen, die sie ergröbt, so erschüttert, daß sie die flügel-

loszum Schwimmen nicht zu rühren vermochte. — Charlotte Schaffner fand sich leicht in das neue Leben. Sie mußte oft beinahe lächeln ob all der Trümmerei, die ihre Mädchenjahre durchbrachten. — Ein wenig übernahm war sie noch nicht gewohnt, die neuen Leben anbringen? — Sie hüete sorgsam im Inneren jene Empfindungen aus der Mädchenzeit. Und darauf sie vor den Augen der Menschen. Wie arane Stellen ein heimliches hohes Gebirgsseelein umfließen. — Ihr Seelein dankte sich vernehmlich in das dumpfe Gefüge der Werkeltage. — Vollt Schaffner pflegte ihr Heim. Es wurde sonnia und wohllich und warm unter ihren Händen. — Sie tat es leise, ohne viel Geräusch, Fritz hätte das Wehagen, und ergrub sich geistlich darin. — In seiner latten Zuhilfenahme verzog er die Erkenntlichkeit jener gegenüber, die das Gute ist. — Er nahm es als selbstverständlich. Ein wenig lächelte das Vott. Aber sie ließ es sich nicht merken. Einmal fragte sie in zauberlicher Ungewissheit: "Mache ich es dir auch recht, Fritz?" — Und da wurde ihr die Antwort: "Aber Vott, wenn ich nicht läche, bin ich doch zufrieden". — Der Wunsch stimmte sie nachdenklich. Annehmen aber geschah es, ob sogar mehrmals am Tage, daß Fritz mit schütternden Schritten die blauen Felsen maß und mit dröhnender Stimme nach seinem Frau rief, um ihr dies und jenes, was ihm gerade einfiel, Wichtiges und Unwichtiges zu sagen. — Und immer wieder freute er sich seines Weibes. — — — Seiner guten Wahl. — — — Ja ja, — die Vott, so lauter und nett. — — — Immer hüßig und mit Geschmeid gefeiert. — — — Fritz gab nicht auf einen guten Blick. Charlotte war ihm auch da zu willen: Erriet keine Wünsche

